

## Zur lyrischen Überproduktion.

Von Marchicus.

Volzogens Überbrettelei und die perbersen Verstiegenheiten der Marie-Madeleine haben die Ausübung der Verskunst in deutschen Landen populärer gemacht denn je. Heutzutage hat der liebliche Unfug der Dichteritis, früher beinahe ein Primanerprivileg, bei Männlein und Weiblein beängstigende Dimensionen angenommen. Wer jemals Gelegenheit gehabt hat, in den Redaktionsbetrieb eines belletristischen Blattes hineinzusehen, der weiß, welche Heerscharen heute die Harfen rühren, er weiß aber auch, wie greulich es klingt, wenn potenzierte Impotenz auf Dehmelschen Wegen geht, oder wenn ein Nachahmertalentchen Zusammengelesenes zur Villencronweise fügt. Der Herausgeber einer großen Revue, die keine Verse abdruckt, klagte neulich, daß ihm im Lauf eines Jahres nicht weniger als 1450 Versmanuskripte lediglich zur Prüfung gesandt worden seien!

Wohin diese Überflutung mit lyrischem Gesang führt, wissen wir. Es haben sich zum Schaden unserer Kultur vielerorten Leuten festgesetzt, die bestrebt sind, aus der Eitelkeit ihrer dichtenden Mitmenschen Kapital zu schlagen, und die erste Folge solcher lebenswürdigen Besessenheit ist eine erstaunliche Überproduktion an lyrischer Makulatur. An das Berliner Blättchen »Die Lyrik«, dessen Autoren für den Abdruck ihrer Verse horrenden Summen zahlen mußten, will ich nur im Vorbeigehen erinnern. Die zweite Folge sind — wir haben es vor einigen Monaten erlebt — Bloßstellungen der Herren Verleger, die ihre Schäfchen allzu strupellos scheren, und damit im Zusammenhange Anwürfe gegen unseren ehrenwerten Stand, der jene Elemente gar nicht energisch genug von sich weisen kann. Drittens richtet sich in den Hirnen der Männlein und Weiblein, die nach schmerzlichen Geldopfern ihres Herzens Gestöhn sein säuberlich gedruckt erblicken, allzu oft der Dünkel so hartnäckig ein, daß ihn selbst die kalten Wasserstrahlen ehrlicher Kritik nicht vertreiben können. Wer erst einmal mit verlegerischem Tamtam den Einzug in unsere Literatur gehalten hat, der ist häufig seinem bürgerlichen Beruf verloren. Er kann sich, wenn die erträumten Erfolge und die ersehnte goldene Flut ausgeblieben sind, im nüchternen Erwerbssleben des Alltags nicht mehr zurechtfinden und gefällt sich allgemach in der Drohnenrolle des verkannten Genies.

Man hat an vielen Orten eingesehen, daß dieser ungeunden Entwicklung Einhalt geboten werden müsse. Rosegger hat die Einrichtung einer offiziellen Prüfungsstelle vorgeschlagen, deren Aufgabe es sein sollte, Werke von Neulingen zu begutachten, und Hermann Bahr hat, irre ich nicht, in den Münchner Neuesten Nachrichten einer ähnlichen Idee das Wort geredet. Mir will es scheinen, daß eine einzelne Prüfungsstelle nie und nimmer fähig sein würde, der Riesenaufgabe gerecht zu werden, zumal wenn nach Roseggers Vorschlag nicht nur Lyrik, sondern alle belletristische Literatur dort durchgesehen werden müßte. Man könnte vielleicht an verschiedene Stellen in den deutschen Bundesstaaten denken. Wer aber sollte diesen unfehlbaren Kommissionen angehören? Zielsichere Beurteiler künstlerischer Schöpfungen sind rarer fast als die Künstler selbst. Gereifte Kunst und hoffnungsloses Dilettantentwerk sind leicht zu erkennen, aber die Aufgabe, im Unfertigen Keime der Größe oder mittelmäßiges Alltagsgut zu erkennen, das keiner Pflege bedarf, erfordert besondere Eignung und besondere Organe. Nähme der Staat im Interesse der Kultur den Roseggerschen Gedanken wirklich auf, so würde es wohl recht schwer halten, die Klippe zu umschiffen, daß das Zensoramt hier und da von ungeeigneten Personen oder doch zu schematisch verwaltet würde. Die Möglichkeit, daß die Prüfungsstelle schweren Schaden stiften

könnte, darf man durchaus nicht ausschließen. Es liegt nahe, an die Debatten über das Prüfungsamt der Schillerstiftung zu erinnern, die wir heuer zur Faschingszeit anhören mußten. — Avenarius verfiel im Kunstwart den Gedanken, »weil das Erscheinen eines Buchs nicht letzten Endes allein davon abhängig gemacht werden dürfe, ob sich ein zahlender Verleger dafür finde«, solle man am Kommissionsverlag festhalten, aber an die Stelle des Herstellungskostenverlegers, des »unkontrollierbaren Privatunternehmers« fortan einen Genossenschaftsverlag schriftstellerischer Verbände treten lassen, der unter geschäftlicher Kontrolle der Verbände und unter künstlerischem Beirat besonders delegierter Sachverständiger zu arbeiten hätte. Die Personenfrage der Sachverständigen habe ich oben schon gestreift. Ganz abgesehen davon wird manch ein Verleger, der auch als Privatunternehmer nach den Grundsätzen von Treu und Glauben zu handeln pflegt, der beim Abschluß eines Kommissionsvertrages im Interesse seiner Standesehre und unserer Kultur künstlerische Gesichtspunkte neben den geschäftlichen maßgebend sein läßt, die geplante Gründung entbehrlich finden. Er würde ihr aber, sollte sie zur Tatsache werden, guten Erfolg wünschen und vor allen Dingen Autoren, die ihre Vertragspflichten erfüllen!

Zukunftsmusik ist sowohl der Vorschlag von Rosegger, wie der von Avenarius. Ob aber der Verlagsbuchhandel und unsere Redaktionen wohl nicht schon jetzt mit einigem Erfolg gegen die Flut der Versdilettanterei ankämpfen könnten? Ich glaube es fast. Wenn heutzutage irgendein ständierendes Menschenkind einem Verleger sein neuestes Opus ins Haus schickt, dann pflegt der Buchhändler es ihm mit der Versicherung zurückzugeben, daß ihn die Sammlung sehr interessiert habe, daß er aber wegen Materialanhäufung, oder weil das schätzenswerte Werkchen nicht recht in seine Verlagsrichtung passe, oder was der lebenswürdigen Gründe mehr sind, doch darauf verzichten wolle, sich um den Verlag des Bandes zu bewerben. Wäre hier — ich betone, daß ich von deutlicher, hoffnungsloser Dilettantenarbeit spreche, die man gemeinhin schon nach der Lektüre der ersten fünf oder sechs Worte erkennt — bei der Rücksendung nicht in klarer, nichtverletzender Form die Mitteilung am Platze, daß nach des Verlegers Meinung die Sammlung wertlos sei und ferneres Streben voraussichtlich von geringem Erfolg? Den Abweisungszettel der Redaktionen kennt man auch. Er führt in vielen Fällen die notgedrungene Refüsierung ebenfalls auf Überhäufung mit Beiträgen zurück und verfehlt dann selten, den Poeten um fernere gelegentliche Einsendungen zu bitten. Wie sehr fühlt sich die harmlose Seele geschmeichelt, wenn ihr die Post solche freundliche Aufforderung ins Haus bringt! Durch den Qualm der Selbstweihraucherung hindurch erkennt der junge Lyriker natürlich das Schema nicht. Aus einem Gelegenheitsfunder wird er, durch das ominöse Zirkular verführt, zum unverbesserlichen Versverbrecher, der Redaktionen und Verlegern immer wieder seine Manuskripte auf den Tisch legt mit der ehrlichen Versicherung, das oder jenes einflußreiche Blatt wüßte sein Talent zu schätzen und hätte ihn zur Mitarbeit eingeladen. Auch auf den Redaktionen sollte man der Unfähigkeit gegenüber in deren eigenem Interesse und im Interesse des deutschen Schrifttums etwas weniger rücksichtsvoll sein. Vielleicht könnte man zweierlei Rücksendungsformulare verwenden, eins mit der Einladung für die, von denen man sich wirklich etwas verspricht, und ein anderes ohne die verführerischen Worte für alle Hoffnungslosen.

Wollten die Stellen, die in Betracht kommen, so verfahren, so könnte man ihnen wenigstens schwerlich noch den Vorwurf machen, der jetzt aus manchen Erörterungen der Dinge herausklingt: daß sie es nicht zum geringsten sind, die die dilettierenden Versmacher züchten!